



JEAN D'AMÉRIQUE

Zerrissene Sonne

Roman

Aus dem Französischen übertragen
und mit einem Vorwort versehen
von Rike Bolte

LITRA *l* DUKT

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet unter <https://portal.dnb.de> abrufbar.

Erste Auflage, 2024
Ungekürzte Ausgabe
Litradukt, Literatureditionen Manuela Zeilinger-Trier,
www.litradukt.de

Das französische Original erschien 2021 unter dem Titel
»Soleil à coudre« bei Actes Sud, Arles
© Actes Sud, 2021

© der deutschsprachigen Ausgabe
Litradukt, Literatureditionen Manuela Zeilinger-Trier,
Trier 2024, www.litradukt.de

Hersteller i. S. der EU-Produktsicherheitsverordnung (GPSR):
Litradukt, Literatureditionen Manuela Zeilinger-Trier
Christian-Eberle-Str. 4a
54295 Trier
info@litradukt.de

Aus dem Französischen von Rike Bolte
Lektorat: Peter Trier
Umschlaggestaltung und Satz: Berliner Süden
Umschlagabbildung: Midjourney 6.o, 2023
Herstellung: Rudolf Druck, Schweinfurt
Printed in Germany

ISBN: 978-3-940435-49-1

VORWORT

KRAKEELENDER WAHNSINNSSTERN

Einer der wegweisenden haitianischen Romane der 1950er Jahre, *Compère Général soleil* (*General Sonne*), trug die Sonne im Titel. Der Autor, Jacques Stephen Alexis, hat in den folgenden Romanen, darunter in dem nach seiner Ermordung durch das Duvalier-Regime verschollenen Text *L'étoile Absinthe* (deutsch *Der Stern Wermut*, Litradukt 2021) mit wunderdurstigem Beobachtungssinn von Frauenleben erzählt. Im (gleißenden) Roman des jungen, 1994 in Côte-de-Fer geborenen Lyrikers und Theaterautors Jean D'Amérique geschieht beides zugleich. Der Text legt dar, wie die junge Tête Fêlée – in etwa Spinnerin oder Wirrkopf – unter der Sonne lebt, ohne jemals zu wissen, ob sie es nach einem mühsam durchlebten Tag noch bis zum Morgengrauen und darüber hinaus schafft.

Seit ihrer Geburt, so erklärt die Ich-Erzählerin, hat sie es mit der Sonne zu tun. Der Wahnsinnsstern schlägt axtgleich vom Himmel herunter – ist also Waffe –, duftet aber auch, tanzt Seil, kraxelt, krakeelt; dann wieder agonisiert er, krümmt sich. Die Sonne kommt sogar im Plural vor und spielt so *double bind* mit der Protagonistin; sie ist für sie da, um sie anschließend im Stich zu lassen. Unvorhersehbar, unermesslich, ein Hyperobjekt. Darüber, und wie angetriggert von dem epigraphisch mit ins Boot geholten US-amerikanischen Rapper Tupac Amaru Shakur (der im Jahr 1996, von mehreren Kugeln niedergemäht, ermordet wurde), gerät Tête Fêlée auf eine steile, einsame und gleichzeitig einfallsreiche Umlaufbahn: Sie schreibt und schreit und schießt. Unter welchen Umständen es dazu und was literarisch dabei herauskommt, soll in dieser Vorwort-Apostrophe nur angedeutet werden: Das irre Tun Tête Fêlées ist liebesstoll und speist sich aus dem Hunger nach Gerechtigkeit. Zusammen mit ihrer elegisch-elektrischen Beobachtungsgabe ergibt das einen heftigen Mix, eine Metaphernmaschine.

In Jean D'Amériques Text, in dem es von Fußstritten, Patronen, Schlägen mit Eisen- und Holzstöcken sowie Glasscherben und Stromkabeln wimmelt, sprießen blumige Namen, etwa Fleur d'Orange, Orangenblüte (ein Wink an Alexis' Protagonistin wilde Rose, Églantine?). Als gelte es, der (heute immer unkontrollierbarer gewordenen) Gewalt und auch der massiven Entwurzelung nach dem »stürmischen Aufstand der Gemäuer«, dem fatalen Erdbeben von Haiti des Jahres 2010, etwas entgegenzusetzen. Etwas, was eine andere, eben pflanzliche Sprache oder gar nicht spricht – z.B. Tête Fêlées Mutter, die sich jedes Wort verkneift, lieber die Wäsche in die Mangel nimmt und ihrer Tochter Körperhygiene beibringt, als sich gegen ihren Mann aufzulehnen. Ganz zu schweigen von Silence, deren Name schon besagt, dass sie nicht viele Worte macht. Weitere, himmlische bis allzu irdische Namen – z.B. Divine oder Monsieur Schritt – florieren in Jean D'Amériques Roman; sie stammen aus dem Arbeitsmilieu der Mutter der Protagonistin, wobei in *Divine* der kreolische Ausdruck *madivine* für lesbische Frauen anklingt.

Tête Fêlée ist in einer Welt zuhause, in der Menschen permanent ihres Atems beraubt, im Klartext: gekillt oder »ins Land ohne Hut« verfrachtet werden, wie es in Haiti heißt. Voodoo-geister (in diesem Falle Baron Samedi) herrschen auf Friedhöfen und werden von Bestattungsunternehmerinnen zu Rate gezogen, wenn die Gesetze der Schwerkraft ausgehebelt scheinen. Vor allem aber herrscht in Tête Fêlées Welt Korruption, und zwar nicht nur in absurdistischen Ministerien für einst aus der Rebellion formulierte (»Bossale«-) Angelegenheiten, sondern selbst noch in Gestalt von NGOs, die das Problem des Wassermangels nicht beheben, weil sie darin womöglich allzu gerne baden.

Wasser wird am Ende des Textes eine tragende und doch tragische Rolle spielen. Dabei liest sich der Titel eines Intertexts, Romain Garys Roman *La Vie devant soi* von 1975 (*Du hast das Leben noch vor dir*, 1977 übersetzt von Eugen Helmlé*), den Tête Fêlée in einer musikalisch unterlegten Szene in die Hand bekommt, als

* Das Zitat auf S. 106 stammt nicht aus dieser Übersetzung.

unsicheres Omen. Und eben darüber schlägt die Ich-Erzählerin ultimativ sachte Krach: Mitten in der Sehnsuchtsüberfahrt ihres jungen Lebens wird sie gegen einen »Jammersarg«, gegen ein leeres und doch zur Trauer aufrufendes, gefährlich schrottiges Boot (um nicht zu sagen, Seelenverkäufer) sowie gegen die Geister sexuellen Missbrauchs wettern müssen.

Rike Bolte

Bordeaux, September 2024



Für alle, die nach Licht suchen



*Ob ich wohl bis zum Morgengrauen überlebe,
um die Sonne zu erblicken?*

Tupac Shakur



Die Vögel, die durch meinen Kopf schwirren, sind völlig aus dem Häuschen. Ihre Flügel ein Archipel aus Feuer. Ihr Gesang ein mit aufgewühlten Himmeln beladener Hügel. Ganz bestimmt sind es Boten des Lichts, die in mir die Erinnerung daran aufflattern lassen, dass am letzten Schultag meine Haut so sacht gestreift wurde. Aber wie immer kriege ich es nicht hin, auch nur einen Schimmer dieses Glücks einzufangen, den als langer Schauer durch meine Venen zuckenden Blitz auf die Seite zu bannen. Streichungen. Ein Königreich aus zerknülltem Papier.

Papa wirft sich sein Wutkleid über, um uns wachzurütteln, unseren Geist zu bearbeiten. Kurze Erinnerung an die Funktion seines Mundes, ein auf die erstbeste Schwachstelle lauernes Maschinengewehr. Mit feuerbrünstigem Blut stürmt er los, wagt durch sein Donnerwetter, sein ganzer Körper ist einer gewaltigen Rhapsodie hingegeben, er schimpft, wie man ihn selbst nie, nicht einmal in seiner Kindheit, beschimpft hat. Wenn die Kindheit, wie er glaubt, das Alter des Schweigens ist, hat er eigentlich gar keine Kindheit gehabt. Der fernste uns überlieferte Zweig seiner Geschichte ist der Pakt mit der Straße. Und wie der Metall-Engel so schön sagt, ist Schluss mit dem Kindsein, wenn uns nur noch die Straße in den Armen wiegt.

Papa breitet sich als wutschnaubende Welle unterm Dach aus. Draußen sammelt der Himmel seine Spitzen ein. Die Lichter des Tags legen ihre Schleier lautlos in unsichtbaren Wind aus. Die Nacht hat es uns gerade mitgeteilt. Fluten von Schatten, die die Dämmerung aufsaugen. Der berüchtigte Heidenlärm aus unseren Mündern, die über die Wiederherstellung der Stromversorgung jubeln, ist noch nicht losgebrochen. In der Regel gönnen wir uns, wenn wir uns bereits was in den Bauch geschlagen haben und noch fünf Gourdes übrig sind, eine Kerze, um die Dunkelheit zu untergraben. Das sind die besten Almosen, die wir den vom lebenswichtigen Licht gezeichneten Tagen abluchsen können. Wir rechnen nicht jeden Tag mit Strom, es gibt ihn eher selten,

eine chronische Abwesenheit, wie die der Familienväter. Das Azur schwindet, kein Stern, der unseren Augen Blau vorgaukeln könnte, das Herz der Hütte wird angesteckt. Die Taschenlampe eines Telefons hilft uns dabei, die Haut des finsternen Besuchers zu durchlöchern.

Du wirst ...

Sollte sein Handy alle sein, dreht er durch. Er darf auf keinen Fall Anrufe verpassen. Papa segnet meinen Kopf mit einer bemerkenswerten Ohrfeige und langt nach seinem Handy, mit dem ich den Raum ausgeleuchtet hatte. Bestimmt hätte er auch gleich noch meinen Arm mitgenommen, wenn der nicht so schwer herauszureißen wäre. Ich versuche, nicht zu weinen, fürchte mich vor dem gesamten Ausmaß des Massakers. Lieber sehe ich zu, dass ich die Zettel vom Boden aufgelesen bekomme, auf denen ich der Sprache Schuld an einem schmerzhaften Misserfolg gegeben habe – dem Papa Wirbelwind soeben ein Ende gesetzt hat. Werde ich den Brief je fertigkriegen? Fleur d’Orange, meine Mutter, verkriecht sich ans andere Ende des Zimmers. Sie sagt keinen Piep, hat sich noch nie getraut, ihre lahme Zunge loszutreten. Jahre des Schweigens, die sie selbst nicht erkennt, eine Ewigkeit, die sie schon ihr ganzes Leben lang hinnimmt. Meine Mutter beißt sich auf die Zunge, um ihren Mund nicht erneut in die bittere Quelle zu tauchen. Auf Stille folgt Gewalt. Nein: Auf Gewalt folgt Stille. Fleur d’Orange hat Angst, das Eis zu brechen, lässt sich nichts anmerken, versucht, mit ihrem Gefühlswust fertig zu werden, indem sie die Wäsche auswringt, die jetzt noch lauter in ihren Händen singt. Sie kann von Glück reden, dass sie abseitssteht, sonst würde sie unter den Muskeln des Henkers zusammensacken. Des Henkers, dessen Namen ihr Mund nicht auszusprechen schafft.

Du wirst ... Du wirst allein sein.

Als Liebes-Sarkophag fühlt sich Papa nur wirklich lebendig, wenn er zuhaut. Zuhauen ... Ganz egal, wo er hinhaut. Faustpoetik.

Ich schlage, also bin ich. Mit Geschicklichkeitsspielen gibt sich Papa gar nicht erst ab. Er hasst alles, was seiner Meinung nicht genug an den Muskeln zerrt. Zum Beispiel hält er Literatur nicht aus. Schreiben wäre für ihn Körperbeleidigung. Er gehört nicht zu den Wesen, die sich der Poesie öffnen. *Dichter haben riesige Fäuste*: Für diesen Vers würde er Bernard Lavilliers wie ekligen Sirup runterschlucken. Er hat keinen Sinn für Worte. Eines Tages, als er einen Schriftsteller im Fernsehen reden hörte – und es war nicht etwa so, dass er nichts von dessen Rede verstand, es widerte ihn einfach nur an, dass der sich damit zufrieden gab, Schriftsteller zu sein –, wettete er gegen den Bildschirm wie eine Sphinx: »Wenn du was anderes im Sinn hättest, als nur deine Bibliografie aufzublähen, wenn du so viele Faustschläge wie Wörter austeilen würdest, wären manche von den Arschlöchern, die du lieber mundtot hättest, schon einen Kopf kleiner!«

Das Herz des Viertels schlägt im Rhythmus der Leere. Ohne Unterlass verzweigen sich die Schatten, bis sie sich zu einer jener Nächte verdichten, in denen noch der letzte Funke der Netzhaut erlischt. Einer dieser schweren Nächte, die spürbar an der Uhr ziehen, um die Morgendämmerträume abzutreiben. Einer dieser Nächte, die der Straße ihre Schreckensklamotten überwerfen. Sie lässt ihre Stille dahinfließen, wie es der Beton vorgibt, während Gewehre die Symphonie dirigieren.

Ich halte noch immer Ausschau nach der Seite, lasse nicht locker und lade den Gesang ein, sich mit meiner Stimme zu vermengen. Wie buchstabiere ich das in meinem Blut brodelnde Gefühl jenseits des ABCs der Leere? Papa sitzt auf einer kleinen Bank vor der Tür, nimmt eine seiner rituellen Gesten auf. Von seinen Lippen erhebt er einen roten Punkt, der nur ein kleines Stückchen der raumverzerrenden Finsternis annagt. Der Wolkenreiter hält seinen Joint in den Himmel, als wolle er die Aufmerksamkeit des Gottes auf sich ziehen, den das Märchen vom gebenden Mund und dem empfangenden Ohr seit Ewigkeiten dort versteckt hält. Papa ignoriert ihn, doch sieht es ganz so aus, als hätte der Allerhöchste ihn im Visier und sei darauf aus, in die Gnade eines Zugs zu kommen. Keine Ahnung, vielleicht

weint er um ein bisschen Cannabis. Wer weiß schon, woher das Phänomen des Regens kommt ... Armer Gott! Da hat man ihn beschuldigt, alles erschaffen zu haben, er aber ist einfach nur angetan von einer schlichten Pflanze, die in der Lage ist, ihn auf einen Trip hinter die Sterne und über die traurigen Himmel hinaus zu schicken, in den die Menschen ihn gesteckt haben.

Du wirst ... Du wirst allein sein.

Meine Mutter versucht, ihren Blick zu heben, der unterm Angstschrott klemmt. Ein schüchterner Blick in Papas Rücken, dann gesenktes Haupt – man hört sie einen heftigen Schlag einkassieren, aus ihren Augen laufen Wasserfäden, Komplizen der schweren Stille.

Während seine Kleidung in einer Waschschüssel die Hände von Fleur d'Orange beschäftigt hält, versucht Papa, sich auf den Rauch zu konzentrieren, den er mit akrobatischem Atem dirigiert. Das gelingt ihm aber kaum. Es plagt ihn eine entscheidende Frage, er ist in sich selbst verheddert, in den ewigen Spinnfäden, in denen seine Seele eingewickelt ist. Eine Frage, die ihn jedes Mal einholt, wenn ihm das Missgeschick widerfährt, über das Leben nachzudenken, das er bewohnt. Was habe ich nur aus meinem Menschenlicht gemacht? Das treibt ihn um. Er würde sich den Kopf zerbrechen, in die Tiefe gehen und in seine innersten Spiegel blicken, sich neu ausmalen, auf seine verstreuten Scherben springen. Es ist aber vergebene Liebesmüh, das Spiegelbild, das er nie zu greifen vermocht hat, austricksen zu wollen. Es hieße, an der Grimasse des Lebens zu zerschellen. Er verflucht seine Gedanken. Dass er von der Knarre besessen ist, durchdringt ihn bereits mehr als sein Verstand. Er bürstet nicht einmal mehr das Metall; in den Blutstropfen, die sie bedecken, sieht Papa vielmehr glorreiche Versprechungen aufblitzen. Zurück zum roten Faden seines Lebens.

Die Zimmertür nimmt es ihm bestimmt übel, dass er sie beim Weggehen so laut zugeschlagen hat. Der Lärm, den sie aussendet, trägt mit der gleichen Heftigkeit auch Papas Stimme weiter, als der mich noch einmal anfährt.

Du wirst ...

Du wirst allein sein in der großen Nacht. Es ist nicht das erste Mal, dass ich diesen Satz höre. Er kribbelt in den Venen. Ich habe immer versucht, versuche immer noch, seinen Sinn zu erfassen. Papa knallt ihn mir oft an den Kopf, er fließt in seinen Zorn gegen mich wie die Schneide eines Schicksals, das mir an der Kehle liegt.

Ich esse mein Stück Brot auf, trinke mein Glas Zuckerwasser aus und lege mich auf das, was man Bett zu nennen wagt, will sagen, auf etwas, das den Körper nur ganz knapp vom Boden trennt. Man muss wirklich per du sein mit der Armut, um mit so etwas zurechtzukommen. Oder sich einfach nur in dieser Stadt aufgehalten haben, in der Nacht des zwölften Tages des Jahres, das das zweite Jahrzehnt des einundzwanzigsten Jahrhunderts eingeläutet hat. Körper, die den Beton streicheln. Fleisch, das dem Gutdünken des Asphalts ausgeliefert ist. Ohne jeden Vorbehalt. Nach dem stürmischen Aufstand der Gemäuer wurde die nächtliche Schlafstätte auf nacktem Boden zur unvermeidlichen Aufenthaltszone eines ganzen Volks.

Mama scheint mit der Wäsche fertig zu sein. Ich spüre aber ihre Wärme immer noch nicht bei mir. Ich muss mich gedulden, bis ich das Gefühl der Sicherheit genießen kann, wenn sie sich neben mich legt. Ich höre sie Rum herunterkippen. Sie trinkt gerne, um ihre Blumen der Schlaflosigkeit sprießen zu lassen.

In meinem Kopf gehe ich meinen Lebenskreislauf noch einmal durch, stelle mir alle Löcher noch einmal vor, in die ich mich fallen lassen könnte, um zu schlafen, um für einige Stunden die Welt loszuwerden. Das reicht nicht. Der Tag bleibt auf meiner Netzhaut hängen, meine Lider sind noch auf dem Schlachtfeld. Vor mir liegt eine heftige Kletterpartie, die es zu meistern gilt. Papa und seine Schallplatte zerschneiden meinen Geist. *Du wirst ...* Ich zerschelle an dem dichten Abend, weiß nicht, wie ich meinen Brief zu Ende bekommen soll, kriege mein Herz nicht auf die Seite gebannt. Seit langer Zeit schon rauben mir bittere Schatten die Worte, durchzieht mich ein Schweigefluss. Wie soll ich mich bloß an mein Spiegelherz wenden, wie dem Wesen,

das mir die Venen versengt, meine Liebe erklären? Während die Uhr zu langsam läuft, werde ich matt. Ich vertue die Zeit damit, meinen Körper hin und her zu wälzen, bis ich endlich die Schwelle des Schlafs erreiche.

Die Nacht rieselt bis in die Morgendämmerung auf meine Albträume nieder.

Die Sonne grüßt sacht die Wände, bahnt sich einen Weg durch die Tür und schmiegt sich schimmernd in den Raum hinein. Ich falte meine Lider auseinander. In diesem ersten Glanz des Tages habe ich meine Mutter noch nicht zu Gesicht bekommen. Ich lasse also den Geschmack der Nacht in den ollen Laken, mache mir mithilfe der Wasserbecher-Zauberei das Gesicht frisch, schaue kurz mit einer müden Bürste und ohne Hilfe von Zahncreme bei meinen Zähnen vorbei. Das ist seit Langem ein Ritual. Ich wasche mich. Weil mich die Spuren eines schmierigen Lebens bekleiden. Weil mein Himmel unter schlammigen Wolken abhängt. Ich wasche mich. Ich habe gelernt, mich zu waschen, mich trotz allem zu waschen.

Seit meiner frühesten Kindheit versäumt es meine Mutter nicht, mir Prinzipien einzuimpfen, die sie im Leben über alles hochhält. Dreckig rennst du mir nicht rum, Tête Fêlée! Der Kummer frisst schon innerlich an dir, dann musst du nicht auch noch damit hausieren gehen. Deine Gedärme, dein Blut, alles ist in Dunkel getaucht. Bewahr wenigstens die Sonne auf den Lippen, lass das Licht auf deine Haut rinnen. Wasch dich, Töchterchen. So. Mich trotz allem waschen ... Ich habe ihre Worte behalten, oder vielleicht haben eher ihre Worte mich behalten, ich weiß es nicht. Schließlich ist die Kindheit eine Wunde, die sich nicht wegwaschen lässt.

Ich hätte mich bestimmt besser waschen können, wenn mir Wasser als Recht zustünde. Der Brunnen ist fünfhundert Meter weit entfernt, und wenn ich mit meinem Eimer eintreffe, muss ich mich erstmal mit fünfzig anderen Menschen herumschlagen. Die Remperei gleicht einem Walzer nachtschwärmerischer Hunde in den Randbezirken der Stadt. Kein Kampf, sondern Remperei. Wäre es Kampf, so könnte man ihn wenigstens in den Adern spüren. Wir könnten all unsere verstreuten Kräfte zusammenraufen, um die Dinge umzukehren. Vor dem Rathaus unseren

Durst auskotzen. Um Wasser kämpfen. Endlich einen Schluck von unseren Rechten abbekommen. Doch jeden Tag liefern wir uns einen Kampf, der in unserem eigenen Angesicht zerschellt. Haben Anliegen, die nicht über dieses Viertel, ja nicht einmal über diesen Brunnen hinausreichen.

Mich wie gestern vier Stunden lang mit Wortgefechten und Körperscharmützeln abgeben, um an einen Eimer Wasser ranzukommen, das kann ich mir heute früh vor der Schule nicht leisten.

Nie habe ich mich auf dieses Leben verlassen, um zu leben. Der Schul-Schmu wird mich von diesem Weg bestimmt nicht abbringen. Die Schule ist mit Abstand eine der dreckigsten Abwegigkeiten, in die sich unsere Welten zum Zweck der Erleuchtung allzu sehr verbissen haben. Das ist jedenfalls meine Lehre aus den hiesigen Schulen. Vorschriften ohne Ende und Dornen unter unseren zarten Füßen. Das hat alles nichts zu tun mit dem Scheiß-Leben, das uns gleich am Ende der Straße erwartet. Mit seiner Charta, die sich mit jeder vergehenden Sekunde neu definiert. In der Schule lernt man rechnen, anderswo erfinden andere Zahlen. Manche unterschreiben fette Verträge, die sie nicht einmal lesen können, andere würden ihr Leben dafür geben, lernen zu dürfen, wie man Buchstaben entschlüsselt, dafür, in einer dieser Schulen vor Ort das Lesen zu erlernen: Heilige Ruinenmutter von Bourdin, Unterleibskollegium zu Bikini, Schule der schmutzigen und läufigen Schwestern, Slumschule, Kotzwürgkolleg oder noch das Leichtgläubigenseminar der Heiligen Gesichtsbesamung, auf das ich gehe.

Mich bilden? Ich bin doch bestens im Bilde über das Leid meiner Welt, ihre dekadenten Allüren, ihre obszönen Buhlereien, die bis zum letzten menschlichen Schutzwall vordringen. Aus allein zwei Gründen komme ich hierher: um der Lüge einer titelverkaufenden Gesellschaft etwas entgegenzuhalten, und dann vor allem deswegen, weil ich dem Mondmädchen meines Lebens auflauere, der ich meine Erregung verdanke.

Der Lehrer schöpft aus seinem Speichelvorrat und besteht darauf, ernst genommen zu werden, als dränge aus seinem Mund

glückliche Lebensgeometrie. Hier ist klipp und klar, welches Schema zu befolgen ist, sämtliche Probleme werden gelöst, man baut sich eine Lügenwelt zurecht und beginnt, daran zu glauben. Also stellen wir uns Hindernisse in den eigenen Weg, pinseln raues Grau auf unsere Träume vom Weiß. Tausend Trugbilder an den Mündungen unserer Augen. Was auch immer man hier lernt, es hat nichts zu tun mit dem, was da draußen, was außerhalb dieses Gebäudes abgeht. Als würde man auf ewig im Schuluniversum verbleiben. Als wären wir nichts als Wracks und würden uns einen Dreck um den Geist scheren, der uns dem Leben gegenüber aufrecht hält.

Da kannst du noch so sehr versuchen, dein angebliches Wissen in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen, du hast keinen blassen Schimmer von den wirklich grundlegenden Dingen, von Dingen, die mit dir selbst zu tun haben. Spuck uns lieber fix diesen Papierwust zu deinem sogenannten Geschichtsunterricht vor die Füße, der bestimmt in deinem Hirn herumspukt, anstatt uns mit deiner Moral vollzusülzen. Du solltest dir lieber mal diesen perversen Blick abgewöhnen, mit dem du mir jeden Tag aufs Neue kommst, solltest mich lieber nicht mehr in deinen Wagen bitten, mir nichts mehr versprechen, dir lieber mal dieses aufgesetzte Lächeln mir gegenüber abschminken, damit aufhören, mir hinterherzufingern. Monsieur, weißt du, dass ich für die arbeite, die letzte Woche den Computer und das allerneueste Telefon deiner Tochter gestohlen haben? Weißt du, dass meine Schulgebühren durch derartige Aktivitäten bezahlt werden? Was glaubst du denn? Glaubst du etwa, ich habe einen Vater und eine Mutter, die sich abrackern, um Geld für deine vergammelte Geistesnahrung hinzublättern? So hätte ich mich ausdrücken können, hätte dem Lehrer gegenüber einfach mal Tacheles reden können. Aber ich habe Angst, viel zu viel Angst davor, in die Nacht einzutreten. *Du wirst ...*

Bei der Ausführung des Plans kam Papa die leitende Funktion zu. Er hatte mich am Vortag gebeten, die Schülerinnen auszukundschaften, die neues, teures elektronisches Spielzeug besitzen. Und wie immer hatte ich eifrig gehorcht. So landete Silence auf der Liste. Bei der Umsetzung des Plans fungiere ich als Außenstelle:

Ich muss Papa alle Informationen liefern, die er braucht, um die Ziele einzukreisen, oder sie ihm mit äußerst ausgeklügelten Mitteln irgendwo zuführen. Letzte Woche war ich mit dem Fall Silence beauftragt. Eine echte Zitterpartie für mich, schließlich verehere ich das Mädchen. Wenn Papa nur wüsste ... Obwohl er sich bestimmt nicht weiter darum scheren würde. *Du wirst allein sein ...* Papa ist nicht zum Spielen aufgelegt. Blech im Leib, Zement in der Hand, Steinbrocken auf der Zunge, ein Typ, der nicht wirklich für die Menschen-Bubble gemacht ist. Sobald er auftaucht, sucht die Zärtlichkeit das Weite. Selbst der Regen schafft es noch nach unten, wenn ihm die Kraft ausgegangen ist. Papa hingegen gibt seine prasselnde Wut nicht auf, kraxelt die Gewaltleiter immer weiter hoch. Wenn die Trumpffarbe Rot ist, schlummert sein Stern im Blut. Wenn seine Gitarre um Swing bettelt, zerreißt er die Saiten. Also befolge ich, wenn auch widerwillig, Papas Anweisungen. Er selbst erfüllt lediglich die Wünsche seines Chefs, des Metall-Engels. Gemeint ist der größte Anführer, der uns je untergekommen ist, einer, an dessen Legende sich sämtliche Zungen im Viertel verbrennen und der sich längst über dessen Grenzen hinaus einen Namen gemacht hat. Unnötig zu erklären, dass man sich seinem Willen zu beugen hat. Auf jeden Fall hinterfragt Papa wie alle anderen Söldner seine Befehle nicht.

An dem für den Überfall auserkorenen Tag lauerte Papa auf der Straße vor der Schule und wartete auf den entscheidenden Pass meinerseits, damit die Aktion vollendet werde. Ich durfte nicht versagen, musste ihm Silence in jedem Fall zuführen. Das war aber gar nicht so einfach, weil sie ewig am Arm ihres Vaters hängt.

Nun stecke ich mitten in der Hitze des Gefechts. Als der Lehrer sein Auto vom Parkplatz holt, nutze ich die Gelegenheit, mich der im Schulhof auf ihn wartenden Silence zu nähern. Ich weiß, dass ihr Vater es nicht gerne sieht, wenn sie Beziehungen zu anderen Schülerinnen pflegt, besonders, wenn sie aus elenden Verhältnissen kommen, so wie ich, Tête Félée, aus der Cité de Dieu. Ich gehe also mit ratlosem Gesicht auf sie zu. Ein leichtes Lächeln huscht über ihre Lippen, die Einladung zu einer Reise ins Licht. Ich frage sie, ob sie so nett wäre, ein Foto von mir zu machen. Sie

nickt ohne jedes Zögern. In ihren Augen ahne ich einen selten blauen Himmel. Ihr Blick durchdringt mich. Wortlos greift sie nach meiner Hand: Die Zärtlichkeit klopft an meine Tür. Ein Fieber packt meinen Körper. Ich spüre, wie mein Herz schlägt, knackendes Trockenholz. In dieser aufkommenden Sehnsucht, die uns bei lebendigem Leib verzehrt, würde ich mit Silence einiges weiter gehen, doch ich habe einen Auftrag zu erfüllen ... Wir gehen durch das Tor und sind draußen. Während Silence ihr Handy hervorholt, um das Foto von mir zu machen, hechtet Papa herbei, legt ihr das kalte Eisen an die Schläfe und entreißt ihr das Handy und den Rucksack mit dem Computer. Das Ganze in nur wenigen Sekunden. Zurück aufs Motorrad, schon zerfetzt er die unbefestigte Straße, hinter sich eine weiße Staubwolke.

Tränen rollen Silence über die Wangen. Ich nehme sie in den Arm, um ihr Zittern zu lindern. Versuche so zu tun, als wäre ich von dem, was passiert ist, ebenso überrumpelt, werde aber, als ich sie so im Arm halte, tatsächlich von Gefühlen überrollt. Und dann taucht der Lehrer auf, steigt aus dem Auto, und die, die den Überfall mitbekommen haben, erzählen ihm, was geschehen ist. Mit einem verächtlichen Blick reißt er seine Tochter aus meinen Armen.

In meinem Herzen stecken Rosen für Silence, in meinen Augenkanten flattern Schmetterlinge auf, ich träume davon, Blütenart zu sein, um mich ihrer Schönheit zu nähern, hoffe darauf, mich in Tau verwandeln zu können, um ihrer Morgenröte gerecht zu werden. Lange schon wühle ich in meinem Innersten nach einem Wort, das meine Liebe zu ihr fassen könnte, doch was ich empfinde, entzieht sich meiner Sprache, meine Tinte ist vor lauter Schweigen ganz mundfaul geworden. Mein Blut brodeln für dieses Mädchen; seit ich hier unten mit ihr zu tun bekommen habe, bin ich nur noch ein von Dauerschauer erfasster Körper. Sie ist mein Mondmädchen. Ich wollte kein Feuer auf ihre Wunde gießen, doch mein Wille ist hier nicht gefragt. Wie der Metall-Engel verlangt auch Papa nicht, ihn zu lieben, wenn er dir einen Auftrag erteilt. *Du wirst allein sein in der großen Nacht.* Ich habe geahnt, dass dieser Satz immer wieder in meinem Kopf

herumhämmern würde. Und habe einfach nur gehorcht, konnte nichts als gehorchen. Und wollte danach womöglich sterben. Selbstverständlich könnte ich sterben. Mir die ewige Stille gönnen, wie es mein Vater dem Märchen vom gebenden Mund und dem empfangenden Ohr zufolge am Tag meiner Geburt mit seiner Beretta getan haben soll.

Doch ich bin jung und weiß, dass ich Sonnen am Rand meines Wegs aufgehen lassen muss. Meines menschlichen Teils beraubt, fände ich womöglich gar keinen Sarg, um meinem Verlangen nachzukommen.